

Besuch im Vatikan

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **22 (1954)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besuch im Vatikan

yx Wenn man alle zehn Jahre einmal nach Rom fährt, so geht man jedesmal auf die «recherche du temps perdu», auf die Suche nach den sichtbaren Zeichen, die der Erinnerung einen zuverlässigen Halt bieten sollen. Nirgends sind sie so unveränderlich fest wie im Vatikan, dessen Museen seit Jahrzehnten sozusagen unverändert geblieben sind. Kaum an einer anderen Stelle der abendländischen Welt heischt aber auch die Vergangenheit so tiefe Ehrfurcht wie hier.

Man schreitet vom Eingang der Museen her durch Hunderte von Metern lange Galerien, in denen Schätze von Schönheit und Weisheit aufgehäuft sind, man erreicht schliesslich eine lichte, schlichte Treppe, man steigt hinunter und tritt durch eine nach römischen Begriffen einfache und nicht allzu grosse Tür in die Sixtinische Kapelle, die einer der grössten Träger unserer geistigen Kultur zu einem unvergleichlichen Heiligtum gestaltet hat auch für den Gast, dem die Bilder und Symbole zum grossen Teil fremd bleiben müssen. Hier leuchten von der hohen Decke herab die Gestalten, in denen Michelangelo seinen Traum von männlicher Schönheit festgehalten hat, zwanzigmal in immer neuen Formen, wie der grosse Musiker aus einem Leitmotiv in spielenden Abwandlungen tragische und heitere Sequenzen auf tönen lässt; hier ist in der Gestalt Adams, dem Gott Vater den Lebenshauch durch die Fingerspitzen einflösst, der nackte Mensch zur unantastbaren Würde und Reinheit erhoben.

Man hat später Michelangelos nackte Gestalten in seinem grossen Weltgerichtsbilde, das hinter dem Hochaltar der Kapelle steht, übermalen lassen. Von der unfassbaren Schönheit der männlichen Gestalten an der Decke hat diese altjüngferliche Arbeit in scheuer Ehrfurcht eingehalten.

Wenn der Wanderer wieder zum Eingang der Museen zurückkehrt, so geht er gradewegs auf eine überlebensgrosse Statue hin, die Antinous als Bacchus zeigt, den letzten Gott, den das Altertum geschaffen hat, als ebenbürtigen Partner in einem monumentalen Umkreis erlauchter Götterbilder, denen vor anderthalb Jahrhunderten ein Papst einen auf Ewigkeitsdauer berechneten Raum erbauen liess, aus dem prächtigsten Marmor, in den gelassenen, edeln Formen und Linien des Neuklassizismus. Zur Rechten und zur Linken der Nische, die das Götterbild birgt, stehen auf antiken Säulenstümpfen zwei grosse Büsten, von denen die eine, die in Hadrians Mausoleum, das seit dem Mittelalter zur Engelsburg geworden ist, gefunden wurde, den Kaiser darstellt, die andere seinen schönen Liebling in menschlicherer Gestalt. Die beiden Freunde, deren Geschichte wie ein Mythos aus der Urzeit klingt, sind hier im Schatzhaus des römischen Hohepriesters, der immer noch den Titel des Pontifex Maximus trägt wie einst Hadrian selber, vereinigt, wohl auf weitere Jahrhunderte hinaus. Ave et Vale . . .

Schliesslich lockte es mich, noch einmal ein Stück weit ins Innere des Palastes vorzudringen, durch die nämlichen Prunkhallen, die ich soeben durchschritten hatte, zum grossen Schausaal der Bibliothek. Auch hier kann man sich darauf verlassen, dass alles an seiner Stelle liegen und stehen geblieben ist. Wo ich vor einem halben Jahrhundert ehrfurchtsvoll vor dem ältesten Manuskripte stand, das die Gedichte Virgils auf unsere Zeit gebracht hat, dort steht auch heute noch die Vitrine, deren Glasdeckel mit einem auf zwei Stäben verschiebbaren Vorhang bedeckt ist — das helle römische Tageslicht würde auf die Dauer auch die echten Farben zerstören, die der römische Schreibe-künstler des vierten Jahrhunderts verwendet hat. Sorgfältig schiebe ich den seidenen Vorhang zur Seite. Ein südamerikanischer Kleriker kommt herbei und fragt verwundert, was ich denn unter dem Glase sehe. «Es ist vielleicht die

älteste Handschrift der Dichtungen Virgils». «Ach so», meint er halb enttäuscht und verschwindet. Ungestört kann ich nun das Manuskript betrachten — und siehe da, eine freundliche Hand hat eine Seite aufgeschlagen, die den Anfang der wunderlieblichen zweiten Ekloge enthält, in prächtigen, stolzen Lettern. Die Verse lauten (in Rudolf Alexander Schröders trefflicher Uebersetzung):

Corydon brannte, der Hirt, für den reizenden Knaben Alexis;
Den aber liebte sein Herr: so war ihm keinerlei Hoffnung

Auch wenn man nicht wüsste, dass die literarische «haute volée» seiner Zeit dem Dichter den Spottnamen «Parthenias» angehängt hatte — das «Jüngferchen», so würden diese Verse und noch viele andere in seinem Werk uns Virgil, den «somo poeta» Dantes, auch menschlich nahe bringen. Man zieht in lächelnder Rührung den Seidenvorhang wieder zurück und verlässt wieder einmal den Vatikan — wer weiss, ob es das letzte mal war.

DER SNOB

von Jerome Maine

Verhaftet! Der Snob? —

Er hiess Eduard Hablützel. —

Den Snob nannten ihn alle seine Bekannten. Ohne Ausnahme. Wahrscheinlich auch ohne richtig zu überlegen warum. Es war nun mal eben sein Uebername . . . Zwar wird derjenige, der ihn ursprünglich damit bedacht hat, wohl gewusst haben, weshalb er es getan, und ausserdem schien Eduard Hablützel rein gar nichts zu unterlassen, dieses boshaft gemeinte Prädikat auch gründlich zu verdienen. Im Gegenteil. Wie es Fälle geben soll, wo der Herr nach etlichen Jahren seinem treuen Hund zu ähneln beginnt, — solcherart wirkte auf Eduard Hablützel sein Uebername. Dass er immer sauber und in tadellosen Bügelfalten daher kam, konnte nicht der Stein des Anstosses gewesen sein, er war klein und mager, also von unauffälliger Statur. Weder hübsch noch hässlich. Aber, — er hatte das Merkmal, dass seltsamerweise so vielen Snobs zu eigen ist, — er hatte ein rotes Gesicht! — Jawohl, sein Teint war niemals blass, noch je sonnengebräunt. Zündrot, als piffen alleweil heftige Stürme um seinen Schädel. Schmale Lippen gaben dem Gesicht einen leicht spöttischen Zug und allzu helle, zu Zeiten fast tränende Augen, brachten seinem Blick etwas Verlorenes ein, so als wär' er verflucht immerwährend nach etwas zu suchen und niemals, niemals Befriedigung anzuzeigen, endlich gefunden zu haben . . .

Der Snob war aber keineswegs ohne Erfolg.

Wenn man als «Erfolg» das Quantum von Eroberungen bezeichnen wollte, dann ging dies beim Snob ohne Zweifel in die Legionen! Denn wie er auch leicht lächerlich wirkte, wenn er Abend für Abend einen Edenhut auf dem Kopf und den gerollten Chamberlain am Arm von Bar zu Bar (von Beiz zu Beiz) raste, — er hatte schon auch seinen Charme. Vor allem war da sein Lachen. Wenn man dabei vom Ton absah, — es klang nicht anders, als wiehere ein Ziegenbock! — dem Auge jedenfalls bereitete dieser breite, lüsterne Mund, Reihen schnurgerader, blendend weisser Zähne als unerwartete Ueberraschung! Andere Qualitäten wieder, waren nicht von Aug' erkennbar, sie lebten vielmehr vom Hörensagen . . . Ausserdem war der Snob sehr freigebig. Dies allerdings nur wenn zu ermessen war, dass es sich lohnen würde Dann aber rollten die Franken. Und das Gesicht wurde immer röter: Er bezahnte ebensogern für den Alkohol wie für die Liebe, und so kam wohl auch jenes sarkastisch